

A portrait of Hans-Werner Sinn, an elderly man with a white beard and blue eyes, wearing a dark suit and a patterned tie. He is looking slightly upwards and to the right. The background is a soft, out-of-focus blue.

Autobiografie

HANS-WERNER SINN

**Auf der Suche
nach der
Wahrheit**

HERDER

anderen Teil als bloße Vermögenstitel auf Sperrkonten festzulegen, die man dann zu einem späteren Zeitpunkt freigeben würde. Ähnlich war schon 1948 bei der Einführung der D-Mark im Westen verfahren worden. Für diesen Vorschlag sprach, dass es auch in der DDR Vermögenstitel wie Sparguthaben und Lebensversicherungen gab, die nicht in Geldform vorlagen, sondern nur in Geldwerten ausgedrückt waren.

Tatsächlich entschied sich die Bundesregierung letztlich für einen Mittelweg zwischen den Vorschlägen der Bundesbank und des Beirats. Etwa ein Drittel der Vermögenswerte wurde zum Kurs 1:1 umgetauscht, und zwei Drittel zum Kurs 2:1, freilich ohne unserem Vorschlag der Einrichtung von Sperrkonten zu folgen.

Sämtliche Lohnkontrakte wurden zudem, wie wir vom Beirat es empfohlen hatten, 1:1 umgestellt. Damit setzte sich unsere Position gegenüber jener der Bundesbank durch. Die Bundesbank hatte zugunsten ihres Vorschlags, alle Vermögenstitel im Verhältnis 2:1 umzustellen – also auch die Löhne – im Prinzip zu Recht angeführt, dass für die umfangreichen Exporte der DDR nach Westdeutschland ein wesentlich niedrigerer Umtauschkurs als 1:1 angesetzt worden war, um die Ostprodukte hierzulande auch wettbewerbsfähig zu halten. In der Tat betrug dieser Kurs über alle Warengruppen gerechnet im Schnitt etwa 4,3 Mark Ost je D-Mark West, und zu diesem Kurs waren die von der DDR nach Westdeutschland exportierten Produkte im Westen auch wettbewerbsfähig. Die aus dem Osten stammenden Möbel von Ikea oder auch die Orwo-Filme, die das Versandhaus Quelle vertrieb, hatten zwar keine hohe Qualität, aber sie waren immerhin billig genug, um sich so auf dem Westmarkt halten zu können. Würde man die Löhne nun mit einem Schlag 1:1 umstellen, so befürchtete die Bundesbank, dann würde die ostdeutsche Wirtschaft mit einem Schlag ihre Wettbewerbsfähigkeit verlieren.

Das stellte zwar eine im Prinzip plausible Position dar, die man nicht einfach so und a priori verwerfen konnte. Dennoch waren wir im Beirat davon überzeugt, dass man die damit verbundene Strategie der ostdeutschen Bevölkerung nicht zumuten durfte, denn die sogenannte Kaufkraftparität bezüglich der Güter des täglichen Lebens, also nicht bezüglich der Exportprodukte lag nahe bei dem Wert 1:1. Mit anderen Worten: Die Grundnahrungsmittel im Osten waren in Mark Ost etwa so teuer wie im Westen in Einheiten von D-Mark. Die Aufrechterhaltung des Lebensstandards der Bevölkerung verlangte unserer Ansicht nach eine gleichwertige Umstellung aller Vermögenstitel – mit der oben genannten Einschränkung, einige Vermögenswerte temporär zu

sperren – sowie auch die gleichwertige Umstellung der Lohnkontrakte. Dass die Löhne dann für die Wettbewerbsfähigkeit der Treuhandbetriebe zu hoch sein würden, war uns bewusst. Andererseits schöpften wir aus dem Umstand, dass sie dennoch bei nur einem Drittel der Löhne des Westens liegen würden, die Hoffnung, dass die Produktivität der ostdeutschen Betriebe nach einer Übernahme westlichen Know-hows hinreichend schnell steigen würde, um eine solche Lohnumstellung auch unter Wettbewerbsgesichtspunkten zu rechtfertigen.

Ich fand diese und andere Fragestellungen rund um die sich anbahnende Wiedervereinigung faszinierend und die Diskussion im Beirat, dem ein Großteil der Elite der deutschen Wirtschaftswissenschaft angehörte, in hohem Maße spannend. Auf einmal ging es nicht mehr um abstrakte mathematische Modelle, deren Variablen aus abstrakten Buchstaben bestanden, sondern um die Menschen selbst und um konkrete Politikempfehlungen. Das war ein anderes Verantwortungsniveau, als man es für die akademisch-theoretische Forschung benötigte. Entsprechend hart und ernsthaft verliefen unsere Debatten im Beirat.

Kein Zweifel, in der Rückschau haben mein ökonomisches Wissen und mein Problembewusstsein durch die schließlich viele Jahre währende Arbeit im Beirat immer wieder einen Schub bekommen, von dem ich lange zehren konnte. Eigentlich zehre ich sogar bis heute davon. Und mehr noch: Die Arbeit für den Beirat veränderte nicht nur mein Denken, sondern auch mein Schreiben. Sie legte damit auch den Grund für meine allmählich wachsende Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit, in den Debatten um wirklich wichtige wirtschaftliche Fragestellungen Deutschlands und Europas.

Das gilt bereits für das Buch zu den ökonomischen Herausforderungen rund um die deutsche Vereinigung mit dem Titel *Kaltstart*, das meine Frau und ich über den folgenden Winter und zum Beginn des Jahres 1991 fertigstellten. Das Buch hat maßgeblich von den Diskussionen im Beirat profitiert, weil sie mir das Problembewusstsein und die innere Unruhe schufen, ohne die man ein so komplexes Werk nicht angehen kann. Aber erst durch die täglichen Diskussionen mit meiner Frau Gerlinde entwickelte sich das Wissen und die Vorstellung von der Struktur des Buches, die uns in die Lage versetzten, gemeinsam zur Feder zu greifen.

Das Buch erschien anfangs in einer akademischen Aufmachung, doch weil es sich gut verkaufte, wurde die dritte Auflage als Taschenbuch mit einem Foto auf dem Titelblatt herausgebracht. Auf dem Foto sind

meine Frau und ich mit einem Mercedes und einem Trabi zu sehen. Um die Schwierigkeiten eines Kaltstarts zu verdeutlichen – wie ihn unseres Erachtens die ostdeutsche Wirtschaft vor sich hatte – verbanden wir für das Coverfoto beide Autos mit einem Starterkabel. Es entstand im März in unserem Garten. Wir hatten eigentlich schon lange die Idee zu dem Foto gehabt, doch plötzlich war der Schnee weg und die Not groß. Dann schneite es überraschend doch noch einmal, und das Foto musste nun schnell gemacht werden. Die Frage war indes: Wo bekommen wir jetzt einen Trabi her? Nach langem Telefonieren fanden wir einen Autoverleiher in München, der einen im Angebot hatte. Sofort machte ich mich auf den Weg, holte ihn ab und fuhr ihn in unseren Garten. Ein Nachbar stand schon bereit und schoss das Foto. Man konnte ja nicht wissen, wie lange der Schnee noch liegen würde.

Doch die Geschichte geht noch weiter. Als ich nämlich den Trabi zurückbrachte, fragte ich den Verleiher, was er für das Auto bezahlt hatte. Statt zu antworten wollte er wissen, ob ich es denn nicht kaufen wolle. Ich zögerte – allerdings nicht lange. Ich habe schon, dachte ich kurz, dümmere Sachen in meinem Leben gekauft. Und so willigte ich kurz entschlossen ein und erwarb für 1.000 D-Mark einen Trabi. Tatsächlich fuhren wir ihn auch einige Jahre lang und hatten viel Spaß mit ihm – bis unser älterer Sohn Philipp 18 wurde und ihn übernahm, freilich nur in der Absicht, ihn alsbald zu verkaufen, um einen alten VW-Golf dafür zu erwerben. Bis auf den Umstand, dass mein Sohn etwas ungehalten war, weil ich den Verkaufspreis auf 500 D-Mark gedrückt hatte, ist die Zeit, als wir den Trabi besaßen, eine sehr schöne Episode meines Lebens, auf die ich mit etwas Wehmut zurückblicke. Ich fand, dass 500 D-Mark ausreichend waren, nachdem wir den Wagen so lange genutzt hatten, und hatte auch etwas Mitleid mit den armen Schluckern, die sich da gemeldet hatten, um das Auto vom Sohn eines nicht unvermögenden Professors zu kaufen. Mein Sohn war mit dem Geschenk der 500 D-Mark immer noch gut bedient.

Kaltstart war primär für volkswirtschaftliche Fachkollegen geschrieben, doch fand es auch viel Aufmerksamkeit in der Politik und in der allgemeinen Öffentlichkeit. Es legte den Grundstein für eine ganze Serie von Monografien, die ich später nach ähnlichem Muster schrieb und deren Wirkung immer stärker über die Grenzen der Fachdisziplin hinausstrahlte. Stets war es mein Bemühen, über neue zeit- und raumbundene Politikprobleme zu schreiben und sie faktenreich und auf dem soliden Boden der volkswirtschaftlichen Theorie zu untersuchen, ohne dabei im Fachjargon zu versinken. Immer habe ich mich bemüht, eine Sprache zu verwenden, die jeder verstehen

würde, denn ich will nicht einsehen, dass nur die Wissenschaft und Erkenntnis ist, was so kompliziert geschrieben ist, dass es nur von anderen Fachleuten verstanden wird.

Die Regierung Kohl mochte zwar von alternativen Analysen und Handlungsoptionen zum wirtschaftlichen Vereinigungskurs, um die es uns in unserem Buch ja vor allem ging, nichts mehr wissen und beschleunigte den Schritt auf dem einmal eingeschlagenen Weg eher noch. Doch wurde – wie erwähnt – *Kaltstart* durchaus breiter diskutiert. Auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker interessierte sich sehr und lud mich in die Villa Hammerschmidt ein. Er hörte sehr aufmerksam zu, stellte tiefgehende Fragen und beglückwünschte mich und auch meine Frau, die nicht dabei sein konnte, zum Inhalt.

Das Buch erschien übrigens nicht nur in Deutschland. Es erschien auch auf Englisch bei MIT-Press, dem Verlag des renommierten *Massachusetts Institute of Technology*, sowie in französischer, russischer und koreanischer Sprache. Jahrzehnte später kam es zudem auf Chinesisch heraus.

Die Südkoreaner zeigten sich erwartungsgemäß besonders interessiert. Meine Frau und ich wurden zu einer Vortragsreise eingeladen, um über die deutschen Erfahrungen zu berichten. Die deutsche Wiedervereinigung stellte für unsere Gastgeber ein Experiment dar, von dem sie hofften, aus ihm womöglich unmittelbare Schlüsse für die Möglichkeiten einer Wiedervereinigung von Süd- und Nordkorea herleiten zu können – auch wenn die Verhältnisse auf der koreanischen Halbinsel viel schwieriger sind, u. a. auch deswegen, weil der Norden im Verhältnis zum Süden viel größer ist als Ostdeutschland im Verhältnis zu Westdeutschland.

Persönlich betroffen und Zeuge des Mauerbaus

Die Überwindung der deutschen Teilung im Jahr 1990 stellt das wichtigste historische Ereignis meines Lebens dar. Allerdings nicht nur deswegen, weil ich mich fortan immer mehr von der ökonomisch-theoretischen Kunstwelt verabschiedete und mich verstärkt den praktischen ökonomischen Fragestellungen zuwandte, sondern auch deswegen, weil mich die Teilung genauso wie ihre Überwindung sehr persönlich betraf. Vermutlich hätte ich – hätten meine Frau und ich – unser Buch ohne diese persönliche Prägung kaum schreiben können.

Die Teilung hat mich nicht nur berührt, weil ich viele Verwandte in Ostdeutschland und Berlin hatte, sondern auch, weil ich tatsächlich

unmittelbarer Zeitzeuge beim Bau der Mauer war. Am Samstag, dem 12. August 1961 - ich war damals 13 Jahre alt - fuhren wir nämlich mit dem Lloyd Alexander TS meines Vaters vom Westteil Berlins, wo wir bei einer Schwester meiner Mutter wohnten, in den Osten, um dort Tante Lieschen zu besuchen, eine Schwester meiner Großmutter. Tante Lieschen war dort nach einer geschiedenen Ehe mit einem russischen Geschäftsmann hängen geblieben und schrieb uns stets liebe Briefe. Der Weg führte am späten Vormittag mitten durch das Brandenburger Tor zur Senefelder Straße, wo sie uns schon zum Essen erwartete.

Bei der Rückkehr am frühen Nachmittag erlebten wir dann aber eine unerwartete Überraschung, die wir zunächst nicht recht deuten konnten. Soldaten hatten das Brandenburger Tor verstellt und rollten Stacheldraht aus. Schnell war klar: Auf diesem Weg kamen wir nicht mehr in den Westteil, und so wurden wir stattdessen durch einen anderen Ausgang herausgeleitet. Zurück auf der anderen Seite der Grenze klebten unsere Verwandten bereits am Radiosender - anders konnte man es nicht nennen - und versuchten zu verstehen, was sich da ereignete. Am nächsten Tag, dem historischen 13. August, zeigte es sich dann für jedermann: Die Grenze war in der Nacht geschlossen worden.

Was bedeutete das? Niemand wusste es. Die ganze Stadt geriet in Aufruhr, und in Windeseile verbreitete sich Angst, Angst vor dem, was nun noch geschehen würde, Angst auch davor, dass nun die Sowjets kommen und die US-Amerikaner ihren Schutz für den Westteil beenden könnten.

Ich machte mich in dieser aufwühlenden Situation mit Straßenbahn und S-Bahn auf den Weg zum Brandenburger Tor, um selbst nachzuschauen, freilich ohne zu sagen, wohin ich gehen würde. Dass meine Familie beunruhigt sein würde, weil ich lange nicht zurückkam, verdrängte ich angesichts der Dramatik der Ereignisse. Ich war einfach zu neugierig.

Und was ich sah, war in der Tat aufregend. Auf der Westseite des Tors hatten sich Menschenmassen versammelt, ein hölzernes Podest war aufgebaut, und ein Redner sprach zur Menge. Ich hörte zu, verstand aber vieles nicht, machte einige Fotos mit meiner Agfa Clack und fuhr später wieder nach Hause, wo ich schon ungeduldig und in großer Sorge erwartet wurde.

Seit diesem Ereignis hat mich Ostberlin fasziniert. Jedes Mal, wenn wir seither die Stadt besuchten, versuchte ich wieder, in den Osten zu gelangen, um nachzusehen, was dort geschah. Wir Westdeutschen durften ja nach Ostberlin, während den Westberlinern der Zutritt